

Geschichte und Erinnerung

Die meisten Menschen wissen aus persönlichen Erfahrungen, wie im Rückblick manches anders erscheint, als es im aktuellen Moment erlebt wurde. Da zerbricht zum Beispiel eine Liebesbeziehung, und in der folgenden Trauerphase verschieben sich die Urteile. „War nicht alles ganz anders, als es in den jeweiligen Augenblicken erschien?“ fragt sich der Verlassene und mag Momente, die ihm zuvor als glücklichste seines Lebens galten, in neuem Licht sehen. In der Erinnerung mutieren „die wunderbarste Frau der Welt“ zur listigen Schlange und der „faszinierendste Mann“ zum gefühllosen Monster, wenn vieles zunächst positiv Wahrgenommene aus späterer Perspektive als Täuschung erscheint. Unvermeidbar werden folgende Ereignisse zur Brille, durch die man zuvor Gewesenes sieht, kann man doch nur von jenem Standort zurückblicken, an dem man steht. Das Problem dabei ist, dass nachträgliche Erfahrungen das Geschehene sowohl klarer erscheinen lassen als auch völlig verzerren können. Vielleicht erweist sich im Beispiel der zerbrochenen Liebe eine extreme Umwertung des Erfahrenen als berechtigt, denn einer der Partner war Opfer bewusster Falschheit, indem er etwa einem Heiratsschwindler auf den Leim ging. Aber in aller Regel liegen diese Fälle erheblich komplizierter. Bei beiden Beteiligten bestand wahrscheinlich von Beginn an eine ambivalente Haltung, doch solange das Glück stärker war, ließen sich Zweifel am anderen und Vorbehalte gegen sein Tun, als unbedeutend beiseite schieben. Erlösch die Zuneigung kann die Neuinterpretation bei diesen zuvor kaum beachteten Tendenzen einsetzen und leicht auch das als Berechnung deuten, was doch aufrechtes Zeugnis der Liebe war.

Was für die persönliche Lebensgeschichte des Einzelnen gilt, trifft

zugleich auf die historische Erinnerung zu. Nach einem Zusammenbruch wie jenem von 1945 in Deutschland steigt die Zahl jener, die im Grunde schon immer gegen das gewesen sein wollen, was scheiterte. Doch ein Bewerten des Früheren vom Standort des Endes findet sich nicht nur in alltäglichen Selbstdefinitionen. Auch Historiker gewinnen ihr Bild der Vergangenheit selten aus einem isolierten Gewesenes, sondern eher im Bewusstsein dessen weiterer Wirkungen. Daniel Goldhagen wollte im Lichte des Holocaust eine dominierende antisemitische Konditionierung

Bewusst oder unbewusst prägen langfristige Ziele oder aktuelle Belange den Rückblick und bestimmen, was man aus der eigenen Vorgeschichte bewahrt. Geschichtsschreibung wird zum Instrument der Legitimation und Programmatik.

in der gesamten vorangegangenen deutschen Geschichte ausmachen.¹ Die Kontroverse, die seine These in den vergangenen Jahren auslöste, zeigte jedoch, dass es nicht unbedingt stimmt, dass man, wie der Volksmund behauptet, im Nachhinein immer klüger ist.

Die damit angesprochene Problematik verstärkt sich noch, wenn es nicht um den einzelnen Menschen oder Historiker geht, sondern kollektive Einheiten sich erinnern, Nationen, Religionsgemeinschaften oder politische Parteien. Bewusst oder unbewusst prägen hier langfristige Ziele oder aktuelle Belange den Rückblick und bestimmen, was man aus der eigenen Vorgeschichte bewahrt. Geschichtsschreibung wird zum Instrument der Legitimation und Programmatik. Entsinnt sich das offizi-

elle Frankreich lieber und häufiger des Generals de Gaulle als der mit Hitler verbündeten Vichy-Regierung des Marschalls Pétain, bestimmt der gegenwärtige Standort, was bewahrt und was vergessen wird. Selten besitzt man in solchen Fällen die Aufrichtigkeit, die in der klassischen chinesischen Literatur Konfuzius zugeschrieben wird. Dieser soll sich bewusst für Auslassungen in den Geschichtsbüchern ausgesprochen haben, wenn die Überlieferung eines Geschehnisses keinen konstruktiven erzieherischen Wert erkennen lasse. Gewöhnlich erfolgen Auswahl und Verschweigen mit dem Wahrheitsanspruch ausgewogener Objektivität.

Vor einigen Jahren erschütterte Edward Saïd die mit anderen Kulturkreisen beschäftigten Wissenschaften mit einer Analyse des Bildes, welches das gelehrte Europa vom Nahen Osten zeichnete. Er entlarvte es überzeugend als Gebilde, das mehr aus Projektionen aus westlicher Perspektive besteht, als es der Realität des Orients entspricht.² Was Saïd für die Wahrnehmung anderer Kulturen zeigte, lässt sich auf jene früherer Epochen übertragen: Geschichtsschreibung ist nicht nur Rekonstruktion des Gewesenen, sondern zugleich eine neue Konstruktion, in die gegenwärtige und eigene Interessen, Befürchtungen und Erfahrungen einfließen. Diese können naturgemäß mit der behandelten Epoche recht wenig zu tun haben.

Ein wichtiges Kriterium der Konstruktion ist die Auswahl, woran man sich erinnern will. Im angesprochenen französischen Beispiel vernachlässigte man lange die Betrachtung einer bedeutenden politischen Traditionslinie zu Gunsten der anderen, die sich im Nachhinein als siegreich und moralisch höherwertig erwies. Im „Arbeiter- und Bauernstaat“ der DDR folgte die offizielle Geschichtsschreibung dem erstrebten

Konzept eines wehrhaften Sozialismus, indem man einerseits das Erbe des Nationalsozialismus ablehnte, weil man sich historisch aus dem anderen Deutschland der Arbeiterbewegung und des Widerstandes ableitete, aber in der militärischen Tradition an das doch aufgelöste Land Preussen anknüpfte, seine musikalische Erbe und den Stechschritt der marschierenden Soldaten.

Mitunter gründet die Geschichtskonstruktion einer kollektiven Einheit nicht nur auf einseitiger Auswahl, sondern auf plumpen oder genialen Fälschungen. Der heute zum Vatikan geschrumpfte Kirchenstaat beruht ebenso auf einer solchen, einem Dokument mit dem der sich nach Byzanz zurückziehende Kaiser Konstantin dem Papst Rom vermacht haben soll, wie das Herzogtum der Habsburgermonarchie auf einer gefälschten Urkunde (*Privilegium majus*) gründet, die Österreich eine besondere Rechtsstellung im römisch-deutschen Kaiserreich des Mittelalters gewährte. Im stalinistischen Russland verschwand Leo Trotzki von historischen Fotos, um seinen Anteil an der Revolution vergessen zu machen.

Doch ist ein Zurechtbiegen der Geschichte nicht groben Fälschungen der Vergangenheit und jüngeren Diktaturen vorbehalten. Mitunter wird die Veränderung der Erinnerung nach echten oder vermeintlichen Notwendigkeiten sogar in Demokratien verordnet. Als Bundeskanzler Willy Brandt im Rahmen seiner Ostpolitik Deutschland mit Polen aussöhnte, vereinbarten die beiden Regierungen, das, was mit der deutschen Minderheit in Polen nach Kriegsende geschah, nicht mehr mit dem hässlichen Begriff der „Vertreibung“ zu belegen. Vom „Transfer“ der Betroffenen von Polen nach Deutschland sollten die deutschen Geschichtsbücher künftig berichten. Polen hatten zu viel unter Deutschen gelitten, als dass der umgekehrte Fall in der Geschichtsschreibung Platz haben sollte. Die Korrektur diente dem Neubeginn einer zwischenstaatlichen Beziehung.

Nun ist aber unser Blick zurück problematisch, indem der gegenwärtige Standort ihn prägt, schon das, was überhaupt aus der Vergangenheit sichtbar wird, gibt ein verengtes Bild damaliger Realitäten. Die steinernen Burgen der Feudalherren des Mittelalters haben

überdauert, nicht die Holz- oder Lehmhäuser der Bauern, in denen der weitaus größte Teil der Bevölkerung wohnte. Die Beschreibung von Konflikten wurde meist aus dem Blickwinkel der Sieger bewahrt, nicht der Besiegten. Über weite Epochen konnte überhaupt nur eine kleine und unrepräsentative Schicht jene Texte produzieren, die uns heute als schriftliche Quellen dienen. Ihre Perspektive dürfte kaum dem entsprochen haben, was zu ihrer Zeit Alltag der meisten Menschen war. *Den* Zeitgenossen an sich gibt es zu keiner Epoche, und stets stellt sich die Frage nach dem Subjekt der Geschichte.

Klaus Bergmann forderte angesichts dieses Umstandes eine Geschichtsbeachtung der „Multiperspektivität“, seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts ein wesentlicher Begriff der Geschichtsdidaktik.³ Doch lassen sich etwa für die Zeit der Industrialisierung verschiedene Perspektiven von Unternehmern und Arbeitern aus Quellen rekonstruieren, ist dies für die meisten früheren Epochen nur durch Hypothesen möglich. Wie erlebten ein Leibeigener im Mittelalter oder ein Soldat Alexanders des Großen auf dem Weg nach Indien ihre jeweilige Welt? Es bleibt ein Dilemma: Die Überlieferung ist meist einseitig, und will ich Perspektiven erweitern, gerate ich nur allzu leicht in Spekulationen. Auch wenn mancher aus der Zunft der Historiker es ungern zugestehen mag, Geschichtsschreibung liegt oft verdächtig nahe bei der Mythenbildung.

Historische Denkmäler sollen quasi als geronnene geschichtliche Erinnerung Personen und Ereignisse für die Zukunft festhalten. Für das Denkmal gilt wie bei der Geschichtsschreibung, dass eine gegenwärtige Perspektive bestimmt, was aus der Vergangenheit zur Bewahrung ausgewählt wird. Entsprechend erhält man Überkommenes, lässt es verrotten oder vernichtet es. Die kommunistische Regierung der DDR, die das Berliner Schloss der Hohenzollern sprengte, vollzog damit einen Bruch mit der monarchistischen Vergangenheit. Der Wohnsitz Wilhelms II. und seiner Vorgänger verschwand aus dem Stadtbild, um ihre Rolle in der Geschichte nachträglich zu schmälern. Es ist der gleiche Mechanismus, der die Namen mancher Pharaonen von Denkmälern verschwinden ließ oder mit dem die

Taliban-Regierung Afghanistans durch das Sprengen von Buddhasstatuen die religiöse Vergangenheit des Landes relativiert.

Nach demselben Prinzip der Auswahl kommt es zu neuen Stätten des Gedenkens. Wird in der Hauptstadt Luxemburg ein Denkmal für einen Angehörigen der großherzoglichen Familie errichtet, ist dies ebenso programmatisch wie es die Statuen der Stahlarbeiter sind, die man in Esch-sur-Alzette aufstellte. Die Monumente beschwören eine erwünschte Zukunft, indem sie an Gewesenes erinnern. Wer heute ein Denkmal für die Soldaten des Eroberungen Alexanders des Großen errichten wollte, verbände damit eher Kriege der jüngeren Zeit und Zukunftshoffnungen als Begebenheiten der Antike.

Der reife Betrachter eines Denkmals wäre sich bewusst, dass jedes Monument eine einseitige Auswahl ist, das Siegel eines Programms, einer von vielen möglichen Perspektiven. Zur mit viel öffentlichen Mitteln restaurierten Burg dächte er sich die kargen Behausungen derer, die sie einst bauen mussten, zur Statue des Herrschers jene des Untertan, zur Siegessäule eine solche für die Besiegten, zum Mahnmal der Freiheit jenes ihres Preises. Das Monument wäre dann Aufforderung: „Denk mal!“

Doch gibt es angesichts der real existierenden historischen (Un)Bildung diesen reifen Betrachter? Geht man nicht an Denkmälern vorüber, wie man durch die Goethestraße eilt, ohne einen Gedanken an die Weimarer Klassik zu verschwenden? Sind pathetische Orte der Erinnerung heute denn viel mehr als Punkte räumlicher Orientierung und ästhetische Kulisse? Der verlassene Liebhaber im einleitenden Beispiel wird irgendwann ganz selbstverständlich an den Geschenken der einst Geliebten in seiner Wohnung vorübergehen, wenn er sie nicht in der Revolution der Trennung verbannte. Sie lösen keine Trauer mehr aus, weil sie zum selbstverständlichen Inventar wurden.

Volker Zotz

¹ Daniel Goldhagen: *Hitlers willige Vollstrecker*. Berlin 1996.

² Edward W. Said: *Orientalismus*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1981.

³ Klaus Bergmann: *Personalisierung im Geschichtsunterricht, Erziehung zur Demokratie*. Stuttgart, 2. Auflage 1977.